

Kultur & Gesellschaft

Absolutes Gehör
Wer es hat, kann von falschen Tönen verwirrt werden.

30



Strassenmusik
So kam Benjamin Clementine auf die Überholspur.

29

Eine Faust machte ihn berühmt

Mit seinen kanonischen Fotos von Muhammad Ali und 9/11 hat der Magnum-Fotograf Thomas Höpker unser Bild von Geschichte geprägt. Heute tritt er an der Photo 15 in Zürich auf.

Daniele Muscionico

Ist Krieg ausgebrochen? Das schoss Thomas Höpker durch den Kopf, als er an der Südspitze von Manhattan die rauchenden, brennenden Twin Towers sah. Panik, Todesangst. Doch instinktiv tat er, was er gelernt hatte: Er setzte sich ins Auto und fuhr der Gefahr entgegen. Unterwegs stieg er immer wieder aus, machte mechanisch zwei, drei Aufnahmen, dann ging es weiter. So kam Höpker am Mittag des 11. September 2001 zu einem Bild, das nach 50 Jahren Fotografie sein heissestes und umstrittenstes ist. Man begeistert sich oder findet es zynisch: die Ansicht einer launigen Gruppe von Menschen, die am East River plaudernd an der Sonne sitzt, während auf der anderen Flussseite Tausende um ihr Leben kämpfen.

Typisch Höpker ist das nicht. Es ist sogar untypisch. Ungewöhnlich, dass einer wie er auf den Auslöser drückte, ohne die Situation so lange wie möglich und so genau wie notwendig beobachtet zu haben. Denn Höpkers fotografisches Mantra ist es, Geduld zu haben. Und das scheint im persönlichen Umgang nicht anders zu sein. Wer ihn zum Gespräch trifft, entdeckt Dinge, die rar sind und gut tun wie warmer Regen: unmoderne Entspanntheit, zeitfremde Noblesse. Und den Ehrgeiz eines Spaziergängers.

Thomas Höpker, Augenzeuge von Welt, Grossmeister der poetischen Reportagefotografie. Er ist 78 Jahre alt, in München geboren, seit bald 30 Jahren in New York zu Hause, und er hat alles erreicht, was man in einem Leben als Fotojournalist erreichen kann. Doch bevor er aus seinem Leben erzählt, muss er die Bedeutung seines untypischen 9/11-Bildes - typischerweise - stillvoll kleinreden: «Es gab viel bessere Aufnahmen als meine. Alles, was meine Freunde gemacht haben, war besser. Steve McCurry zum Beispiel hat vom Dach seines Hauses fotografiert.»

Vollmitglied bei Magnum

Wahr ist: Am Tag vor dem Anschlag fand in New York das Jahrestreffen von Magnum statt, es befanden sich noch immer gegen 10 Fotografen der Agentur in der Stadt. Einige davon lebten sogar im Süden von Manhattan. Sie waren die Ersten und jene, die auch am dichtesten an der Unglücksstelle waren. Höpker selbst wollte seine Aufnahme in den Tiefen der Archivschachteln vergessen wissen. Bis sie der Kurator des Münchner Fotomuseums 2006 in die Finger bekam und Höpker von deren Qualität überzeugte. Heute zählt sie zu den kanonischen Bildern jenes Schreckenstags.

Doch der Deutsche in New York ist der Welt nicht erst seit 9/11 bekannt; international geachtet und umworben ist er bereits seit Mitte der Sechzigerjahre, seit den Bildern, die er als Fotograf von Muhammad Ali machte. Alis Faust hat ihn berühmt gemacht. Höpker hat den Boxer über zehn Jahre immer wieder porträtiert. Und vorher? Höpker redet so beiläufig von seiner Laufbahn, als gehe es nicht um ihn. Er war der Jugendliche, der in der Küche seiner Mutter mit der Plattenkamera laborierte; er war der Kunststudent, der Kunst mochte, in Rom Renaissance und Barock zwar inspirierend fand, doch interessanter die lebendigen Menschen, die vor den toten Steinen, Bildern standen.

Er war der erste akkreditierte Fotograf in der DDR, er lebte dort mit seiner ersten Frau, der Journalistin Eva Windmüller, ab 1974 drei Jahre lang. Viele der wenigen Bilder, die damals den Weg aus der DDR fanden, stammten von Höpker, einem der 25 festen Fotografen für den «Stern». Später war er der erste Deutsche, der bei der wichtigsten Fotoagentur der Welt Vollmitglied wurde, bei Magnum. Er wurde in den Neunzigerjahren sogar ihr Vizepräsident und präsidierte die Agentur von 2003 bis 2007. Er will mit seiner Kamera Geschichten erzählen, reale Dinge zeigen. Mit Kunst künsteln, das lässt ihn bis heute kalt.



Muhammad Ali legt sich unter das Messer eines Barbiere in Chicago, 1966. Fotos: Thomas Höpker (Magnum Photos)



Der Boxweltmeister im Schwergewicht auf einer Brücke über den Chicago River, ebenfalls 1966.

Thomas Höpker glaubt an Bildjournalismus. Besser gesagt, er glaubt an ihn heute erst recht. Er ist von seiner Notwendigkeit für unser Verständnis von Welt überzeugt, weil ein Bild direkter, emotionaler wirke als ein Text. Zudem ist er der Ansicht, dass die Qualität des Bildjournalismus zugenommen habe. Ging er damals auf Reportage, fiel er sozusagen vom Himmel - losgeschickt vom «Stern» in ein Gebiet, das ihm gänzlich unbekannt war; drei, vier Wochen hatte er Zeit, sich zu orientieren und zu arbeiten. Dann fuhr man wieder nach Hause. Die jungen Magnum-Fotografen von heute oder die Freelancer leben in der Region, über die sie berichten, kennen die Sprache und die Kultur von Grund auf. Nicht, dass er seine Kollegen dafür beneidet. Im Gegenteil, er bewundert sie für ihren Einsatz und für ihren Mut,

denn das körperliche und finanzielle Risiko, das sie auf sich nehmen, sei ungleich grösser als zu seiner Zeit.

Stark, aber zu scheu

Höpker fotografierte nie in Kriegsgebieten, doch in Krisengebieten sehr wohl: Er dokumentierte die grossen Hungersnöte in Indien und in Äthiopien zum Beispiel. Höpkers entsetzliche Hungerbilder aus Äthiopien hatten denn auch politische Wirkung. Sein «Stern»-Chef Henri Nannen setzte sich dafür ein, dass die deutsche Luftwaffe mit Ärzten zu den Menschen geschickt wurde. Die Hilfsaktion dauerte mehrere Jahre.

Und wie war das mit Muhammad Ali? Er erinnert sich an einen humorvollen, charmanten Boxer, der damals, in den Sechzigerjahren, gerade zum Islam übergetreten war. Nannen wünschte, dass seine Frau als «Stern»-Autorin und er als «Stern»-Fotograf sich den «komischen Kerl» persönlich anschauen, über den in Amerika jedes Kind sprach. Auch in Deutschland war Ali ein Thema,

sein Kampf gegen den Deutschen Karl Mildenerger stand kurz bevor. Höpker und Windmüller fuhren also nach London - und stellten dort überrascht fest: Der starke Mann war zu scheu, um mit der weissen Frau offen zu reden. Was für ein Glück für den Fotografen! Denn so musste man Ali später wieder und wieder besuchen, bis gegenseitiges Vertrauen entstand - und Bilder, donnernd wie eine rechte Gerade.

Podium mit Thomas Höpker an der Photo 15, Maag-Hallen Zürich, heute Samstag um 20 Uhr.

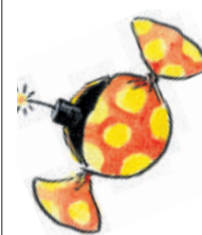


Thomas Höpker
Magnum-Fotograf

Bonbons & Granaten

Von Güzin Kar

Je suis Pia, Urs et Gerda



Darf man in Zeiten wie diesen kalt bleiben, wenn es um einen herum trauert, mitfühlt und sich empört, wenn Empfindungen beschrieben und Freiheiten beschworen werden,

wenn alle eins sind und - endlich vereint im Namen - Charlie werden? Je suis Charlie. Darf man da ohne inneres Beben bleiben, weil man Massengefühlen misstraut?

Etwas Schreckliches ist geschehen. Die Welt sucht nach Worten, Bildern, alle erzählen sich, wo sie waren, als es passierte. Man selber schämt sich ein wenig, weil man die grässliche Tat aufs Heftigste verurteilt, aber ohne jegliches Gefühl, das einen mitreissen würde. Wohin auch?

Das Video des Anschlags wird herumgereicht. Es sei schrecklich und schockierend sagen die, die es sich angesehen haben. Man selber hat es nicht geschaut und wird es nicht schauen, um den Mördern den Triumph der festgehaltenen Tat nicht zu gönnen.

Diese Weigerung entspringt dem Verstand, denn das Verbrechen stellt einen solch indiskutablen Angriff auf alle demokratischen Werte dar, dass man keiner emotionalen Nachhilfe bedarf, die einen daran erinnern müsste. Man weiss, dass man auch mit Gefühlsdoping nur diese Kälte in sich tragen wird. Kälte und Skepsis, gepaart mit etwas Ungeduld. Wann wird die Massentrauer so weit abgeebbt sein, dass man Fragen stellen darf? Und wie soll man skeptisch bleiben, ohne zynisch zu werden?

Die Skepsis sagt einem, dass wir heute alle Charlie sind, aber dass die saubere Trennung in Wir und Ihr schon bald wieder vorgenommen wird, morgen, übermorgen. Es geht schneller als erwartet. Schon wenige Stunden nach dem Attentat wird lauthals gefordert, dass sich alle Muslime entschuldigen sollten. Oder wenigstens distanzieren. Schliesslich waren wir doch auch für euch gegen Pegida auf der Strasse. Eine Schweizer Partei fordert Asylstopp für Muslime, derweil Marine Le Pen in Frankreich die Todesstrafe wieder einführen will.

Viele finden das gut. Je suis Marine. Moscheen werden aus Rache beschossen. Wir sind die mit der Leitkultur, ihr die anderen. Wir sind Christen, ihr Muslime.

Als ob an den Protesten gegen die Pariser Anschläge nicht Tausende von Muslimen beteiligt gewesen wären. Als ob sich Gesellschaften über Distanzbekundungen einzelner Gruppen definieren und nicht durch das Bekenntnis aller zu den geltenden Werten. Als ob man in einer Demokratie Buch darüber führen müsste, wer wie oft wem Hilfe leistete, und wer in wessen Schuld steht.

Es braucht eine neue Definition von Wir und Ihr. Ab sofort muss das Wir die Summe aller Menschen sein, die sich zu den Grundwerten unserer Gesellschaft bekennen. Das Ihr fasst alle Feinde der Demokratie zusammen: den Schweizer Politfanatiker, der muslimfreie Airlines fordert, ebenso wie die religiösen Eiferer, die alles als Bedrohung auffassen, was anders ist als sie selbst.

Nach dem Attentat kam heraus, dass einer der getöteten Polizisten, die in Paris im Einsatz standen, ein gläubiger Muslim war. Zu spät, das Wir-Gefühl war schon aufgebraucht. Je ne suis pas Ahmed. Die meisten werden bald wieder Pia, Urs und Gerda heissen. Müde von der Fühlerei, werden sie sich einen Kaffee kochen und sich damit abfinden, dass die Welt von einigen, die früher so hiessen wie sie selbst, seit den Attentaten vom 7. Januar 2014 eine ungerechtere geworden war. Dann, wenn Charlie dringend gebraucht würde, wird er sagen: Je suis fatigué.

Mehr Bilder Muhammad Ali, fotografiert von Thomas Höpker
hoepker.tagesanzeiger.ch